Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 42 (1990)
Heft: 13

Artikel: Die Zukunft der Kommunikation liegt in der Stadt
Autor: Meier, Urs
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-931425

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Zukunft der Kommunikation liegt in der Stadt

URS MEIER

Städte sind Orte der Kommunikation. Sie beherbergen grosse Medieneinrichtungen wie überregionale Zeitungen, Radio, Fernsehen, Verlage. In den Städten wird grösstenteils im Dienstleistungssektor, also in weitestem Sinn mit Information gearbeitet. Zudem konzentrieren sich die Kultur- und Bildungsinstitutionen im städtischen Raum. Die Verdichtung und Vielschichtigkeit des Kommunikationsgeschehens macht die Stadt zum lebendigen sozialen Organismus.

Dieses Bild beschreibt – zumindest in solcher Einseitigkeit – eher die Utopie als die Wirklichkeit des Phänomens Stadt. Zur städtischen Realität gehören heute Verkehrs- und Umweltprobleme, Boden- und Wohnungsknappheit, soziale Desintegration, Ausbeutung städtischer Zentrumsfunktionen durch die Agglomeration, Identitätsverlust angesichts internationalistischer Städtebau-Moden und andere Probleme. Die bei der Kommunikation ansetzende Stadtdefinition macht die Utopie der Urbanität zum Sanierungskonzept. Die April-Tagung im Gottlieb-Duttweiler-Institut (GDI) propagierte diese Sicht mit dem Thesen-Titel *«Die Zukunft der Stadt liegt in der Kommunikation»*.

Neben diesem offensichtlichen Ziel der Tagungsthematik zeichnet sich bei genauerem Hinsehen eine zweite Perspektive ab. Die Entwicklung der gesellschaftlichen Kommunikation in Medien und Informations-High-tech hat einen Grad von Dynamismus und Unübersichtlichkeit erlangt, der den Wunsch nach einer Klärung der Ziele immer dringlicher macht. Die Utopie der Urbanität könnte in diese Lücke springen. Mit ihrem Leitbild der individuellen Freiheit und der gemeinschaftlichen Veränderungsfähigkeit, ihrer hohen Bewertung von Rationalität und Interaktion sowie ihrer Offenheit für kulturelle Differenzierungen und Grenzüberschreitungen offeriert sie einen Wertekatalog, der für die orientierungsbedürftige «Informationsgesellschaft» wie geschaffen erscheint. Der Titel ist also umkehrbar: *Die Zukunft der Kommunikation liegt in der Stadt.*

Urbanisierung

Die urbane Lebenswelt ist nicht mehr auf städtische Siedlungsformen beschränkt. Eindeutig nichtstädtische Kulturräume sind gar nicht mehr leicht zu finden, und wo es sie noch gibt, sind sie zur Peripherie der Gesellschaft abgesunken. Der Zürcher Medienwissenschafter *Ulrich Saxer* hat an der GDI-Tagung darauf hingewiesen, «dass Medienkultur primär überall städtische Kultur ist». Selbst Regionalpresse und ländliche Lokalradios berichten wenig über Ereignisse vom Land. Auch sie richten sich nach den von städtischen Medien angewandten Selektionsregeln für Neuigkeiten. Das Aktuelle, Konflikthaltige und Normabweichende wird bevorzugt, Inhalte also, die wesentlich zum urbanen Milieu gehören. Was diesen Kriterien nicht entspricht, findet allenfalls unter dem Aspekt des Exotischen Aufmerksamkeit – und das ist in den Medien nicht die schnellebige städtische Mode, sondern schon eher die beschauliche Welt der Trachten und Jodler. Dass «Blick» laut einer Inhaltsanalyse den Hort schwerer Kriminalität zumeist in den kleineren, weniger urbanisierten Kantonen lokalisiert, liegt laut Saxer daran, dass diese Regionen der Boulevardpresse sonst im Vergleich zu den Städten zuwenig Spektakuläres bie-

ten. Das tödliche Eifersuchtsdrama dient als journalistische Brachialkompensation für die Ereignislosigkeit ländlicher Zonen. Die Orientierung an städtischen Verhaltensmustern zeigt sich auch in der professionellen Identität von Journalistinnen und Journalisten. Medienleute sind gewissermassen von Berufs wegen Städter, und zwar sind sie es im allgemeinen viel eindeutiger als die Mehrzahl der Mediennutzer. Die politischen Konflikte um die angeblich zu kritischen Medien haben nicht zuletzt mit dieser unterschiedlichen soziokulturellen Positionierung der Kontrahenten zu tun.

Für einen wichtigen Teil der Schweizer Bevölkerung ist Urbanität zwar im Berufsleben, im Konsumverhalten und weiteren Lebensbereichen dominant, aber die städtische Welt ist eben doch eine Überformung von tiefer verwurzelten Bindungen: Man bauert zwar nicht mehr wie die Vorfahren, aber man hält das Vereinsleben hoch; man hält zwar durchaus mit den modernsten technischen Entwicklungen Schritt, aber im Grunde bleibt man konservativ. Die Urbanisierung, die fast die ganze Gesellschaft erfasst hat, sickert bei vielen Menschen nur langsam oder vielleicht überhaupt nicht in die tieferen Persönlichkeitsschichten ein. Der innere Widerstand gegen die unaufhaltsame und durchgreifende Verstädterung der Lebenswelt entlädt sich da und dort in unerwarteten Abstimmungsergebnissen oder im Zorn über die penetrant beunruhigenden Medien. Solche Signale einer unterschwelligen Gespaltenheit bekommt auch das prononciert urbane Medium Fernsehen zu spüren. Urbanität, verstanden als Vielfalt und Unverbindlichkeit der Kommunikationsangebote, ist beim Fernsehen vor allem ein Phänomen der Mediennutzung. Allein die Tatsache, dass es zwanzig Programme gibt, macht Fernsehen zum urbanen Medium. Wer will, kann mit dem Programmangebot in jener souveränen Weise umgehen, die man mit dem Begriff der Urbanität in Verbindung bringt.

Widersprüchlichkeiten

Das Fernsehen DRS hat in der achtziger Jahren versucht, jene Bevölkerungsgruppen als Publikum zu gewinnen, die sich am deutlichsten an urbanen

Quelle: Medienpaket Chip und Satellit, GEP

Breitgefächertes Bildschirm-Angebot: Diakonie via Datenbank ist keine Zukunftsmusik (Beispiel aus der BRD). – Bild rechts: Träume via Tastendruck: keimfreie Erotik – die Anonymität bleibt gewahrt.

Lebensmustern orientieren. Das Design des Senders wurde der internationalen Mode angepasst, und einzelne Sendungen zielten direkt auf die jugendlich-urbanen Schichten. Es ist anzunehmen, dass das Fernsehen dadurch mitgeholfen hat, in der Öffentlichkeit den Eindruck eines generell städtischen Schweizer Alltags zu erzeugen. Die Zuschauerforschung des Fernsehens DRS legt jedoch den Schluss nahe, dass die im Alltag so auffallende Internationalisierung und Urbanisierung weithin nur ein Oberflächenphänomen ist. Beim Fernsehkonsum in den eigenen vier Wänden zeigen die scheinbar so modernen Zeitgenossen zum Teil erstaunlich konservative Vorlieben. Das Scheitern der Sendung «MAX» lässt sich mit diesem Befund erklären. Das freche Magazin hat die Distanz zwischen der zur Schau getragenen urbanen Mode und der konservativen Seele des Zwanzig-Uhr-Publikums nicht überbrückt – im Unterschied etwa zu «Grell pastell», wo die Persönlichkeit des Moderators diese Versöhnung gewährleistet.

Die Widersprüchlichkeit, die in einem solchen Fernseh-Nutzungsverhalten zum Ausdruck kommt, schmälert die Durchsetzungskraft der Stadtkultur kaum. Das punktuelle Aufbegehren ist ja gerade ein Zeichen dafür, dass Menschen sich überfahren fühlen, obschon viele von ihnen zu-

Aus: Videotex plus 5/89

gleich aktiv an der Modernisierung beteiligt sind oder sie doch mindestens gutheissen. Beim Beispiel des Fernsehkonsums kann sich das so äussern, dass eine gewichtige Zuschauergruppe vom Schweizer DRS-Programm eine inhaltlich und formal relativ konservative Ausrichtung fordert, gleichzeitig aber die grosse Auswahl von Fremdprogrammen mit manchmal angriffigen und öfters schlüpfrigen Sendungen begrüsst und auch nutzt.

Nebenbei bemerkt: Dieser Sachverhalt bereitet den Initianten von privatem Fernsehen in der Schweiz einige Sorgen. Ein kommerzielles Programm, das sich in der Schweiz behaupten will, muss seinem Publikum als einheimisch erscheinen, weil es sich sonst aus der Vielzahl der Kanäle nicht heraushebt. Nun steht aber zu befürchten, dass ein grosser Teil des Publikums den Bonus des Einheimischseins nur um den Preis der Bravheit verleiht. Und die wiederum wäre für einen kommerziellen Sender tödlich.

Neue Technik sucht nach Anwendungen

Das Beispiel zeigt, dass Urbanität und nationale Identität nicht so leicht zu vereinbaren sind. Zwar können Menschen durchaus mit mehreren Identifikationen zugleich leben. Doch gerade nationale Verwurzelung und städtisches Lebensgefühl stehen in relativer Konkurrenz zueinander. Mögen die Nationalcharaktere auch unterschiedlich sein, so zeigt sich doch Stadtkultur als Phänomen in London, Paris, Rom, Frankfurt und Zürich sehr ähnlich, und die Verstädterung schreitet mit vergleichbaren Effekten voran in East Dereham, Auxerre, Cesena, Uelzen und Niederweningen. Die Ursachen dieser nahezu globalen Angleichung liegen vor allem im Industrialismus des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts. Die Vereinheitlichung der städtischen Milieus dürfte auch beim Übergang in die postindustrielle Gesellschaft weitergehen, denn Massenkommunikation, Populärkultur und Werbung als wirkungsvollste Promotoren der Urbanität werden kaum an gesellschaftlicher Bedeutung verlieren.

Die allgemeine Verstädterung dürfte der Grund sein, weshalb sich bei der Verbreitung der sogenannten Neuen Medien keine klaren regionalen Unterschiede abzeichnen. Kabelfernsehen ist in ländlichen Agglomerationen genauso erfolgreich wie in Städten, Videotheken gibt es praktisch überall, Teletext hat sich auf breiter Front durchgesetzt, und Videotex findet seine Benutzer in Büros und auf Bauernhöfen. Stark vereinfachend kann man sagen, dass die herkömmlichen Medien mit ihrer Fähigkeit, massenhaft ähnliche Bewusstseinsstrukturen hervorzubringen, der Einführung neuer Informations- und Kommunikationstechniken den Weg bereitet haben. Der Trend zur sozialen Vereinzelung als konsumierende Monade findet in Utensilien wie Walkman und Autotelefon oder in den pornografischen Messageries des Videotex symbolstarken Ausdruck.

Die Adaptation neuer Techniken wird vorwiegend von sozialen Bedingungen bestimmt. Das ha-

ben inzwischen auch diejenigen erkannt, die Neue Medien einführen wollen. Die PTT-Betriebe, neben den direkt involvierten Wirtschaftszweigen am stärksten in der Propagierung der neuen Techniken engagiert, setzen grosse Erwartungen in die sogenannten Kommunikations-Modellgemeinden. In Basel, Biel, Brig, Disentis, Frauenfeld, Locarno, Maur, Nyon, St. Moritz, Sierre, Sursee und Val-de-Travers sollen insgesamt etwa hundert Anwendungen der modernen Informations- und Kommunikationstechnik praktisch erprobt werden. Wie bei allen derartigen Feld- oder Pilotversuchen mit Neuen Medien geht es um eine Marktuntersuchung, die offiziell als Erforschung von Sozialverträglichkeit, Wünschbarkeit und Nutzen der neuen Techniken ausgegeben wird.

In einem Papier der PTT heisst es: «Was technisch möglich ist, ist weitgehend klar. Wie diese Möglichkeiten aber künftig genutzt werden, welche Rahmenbedingungen dazu notwendig sind und welche Auswirkungen sich aus dem Einsatz dieser Techniken auf Wirtschaft und Gesellschaft ergeben werden, ist heute noch kaum absehbar» (PTT: Kommunikations-Modellgemeinden der Schweiz, Presseinformation, 29.4.1987). Man hat also die Technik und sucht nach Anwendungen. Spätestens seit dem anfänglichen Fehlschlag mit Videotex wissen die PTT-Verantwortlichen, dass ein solches System sich nur erfolgreich einführen lässt, wenn es auf einen gesellschaftlichen Trend passt, Nutzen bringt und womöglich auch Prestige verleiht. In den Kommunikations-Modellgemeinden wird nach solchen sozialen Technikbeschleunigern gesucht.

Auf die von PTT-Seite ebenfalls gestellte Frage nach den gesamtgesellschaftlichen Folgen der Neuen Medien werden die Modellgemeinden kaum Antworten geben. Die neuen Informations- und Kommunikationstechniken, insbesondere das geplante flächendeckende ISDN-Netz, können nicht durch Modelle vorweggenommen werden. Es ist ja auch nicht möglich, die Computerisierung eines ganzen Wirtschaftszweigs mit der Installation einiger PC zu simulieren.

Die unbeantwortete Frage ist in dem PTT-Papier vermutlich ein rhetorisches Alibi. Aber sie trifft dennoch den entscheidenden Punkt: Wie kann sich urbane Kultur unter dem Einfluss massiven Einsatzes von Informations- und Kommunikationstechnik weiterentwickeln? Andersherum gefragt: Was für Lenkungsimpulse kann die Utopie der Urbanität der soziokulturell konzeptlosen Dynamik der Medien- und Informatikbranche geben? Beide Fragen setzen voraus, dass die Zukunft gestaltbar ist, dass man sie in verschiedenen Varianten ausdenken, entwerfen und planen kann. Ein ganzer Tross von Forschern und Beratern arbeitet auf der Basis dieser Hypothese. An der GDI-Tagung haben etliche von ihnen grosses Wissen und eindrückliche analytische Fähigkeiten demonstriert. Bloss: Ob es uns gelingen wird, rational auf die Zukunft hin zu bauen, das weiss keiner von ihnen. Was zurzeit geschieht, ist etwas anderes. Es bauen einfach alle nach Leibeskräften. Da und dort mag eine weiterblickende Einsicht in die Geschäftigkeit Eingang finden. Das ist dann schon ein Lichtblick.

Weg zur elektronischen Zwei-Klassen-Gesellschaft

Es ist immerhin ermutigend, dass an der Tagung einzelne Beispiele einer solchen Haltung zu erleben waren. Stellvertretend für sie sei auf das Votum von *Peter Waldner* von der Schweizerischen Informations-Konferenz Öffentlicher Verwaltungen (Sikov) hingewiesen. Waldner meinte eingangs, bei dem, was er zu sagen gedenke, sei es wohl nötig zu betonen, dass er ein Technik-Freak sei, ein Fan von elektronischen Geräten insbesondere. Dann legte er eine Bestandesaufnahme der Beziehungen zwischen Bürger und staatlicher Verwaltung vor, in der die Probleme der Bürokratie und der Anonymität, der Hemmschwellen bei einfachen Leuten und der gelegentlichen behördlichen Arroganz offen ausgesprochen wurden. Waldner zeigte aber auch, mit welchen Bemühungen auf eine zugängliche und dienstbereite Verwaltung hingearbeitet wird. Die Frage, ob staatliche Stellen zu ihrer Entlastung vermehrt über technische Medien (zum Beispiel Videotex) mit Bürgerinnen und Bürgern verkehren sollten, beantwortete er vor diesem Hintergrund ganz klar. Waldner meinte:

«Natürlich wächst eine Generation heran, welche weniger Mühe mit Computern und Kommunikations-Geräten hat, weil sie seit der Schule in deren Umgang geübt ist. (...) Viele ältere Personen haben jedoch Mühe im Umgang mit allen technischen Geräten, selbst wenn sie diesen früher gewöhnt waren. Untersuchungen haben zudem gezeigt, dass sogar in der reichen Schweiz die Zahl der praktischen Analphabeten erschreckend hoch ist. Ausserdem haben wir eine grosse Zahl Ausländerinnen und Ausländer in der Schweiz, welche mit den staatlichen Stellen, mit der Sprache und oft auch mit unserer Schrift grosse Mühe haben.

Soll jetzt eine weitere Zwei-Klassen-Gesellschaft entstehen: Solche, die problemlos mit irgendwelchen staatlichen Stellen und deren Datenbanken ‹telekommunizieren› können, und solche, die dem Staat noch hilfloser als bisher gegenüberstehen? Die einen können den Staat als den ihren ansehen, weil sie mit ihm ohne Probleme in Dialog treten können – auch abends, auch daheim, wann und wo es ihnen beliebt. Die andern können mit dem Staat, den sie wohl viel nötiger hätten als die ersteren, überhaupt nichts mehr anfangen ohne ‹technische Sozialhelfer›. Der Staat, auf den sie so angewiesen sind, wird für sie noch ‹unmenschlicher›, noch technokratischer.» Peter Waldner folgert aus diesen Überlegungen, die öffentlichen Verwaltungen sollten auf Telekommunikation und Telematik als Mittel der Kommunikation zwischen Staat und Bürgern verzichten.

Ethischer Massstab

Zukunftsgestaltung im Sinne verantwortlicher Entscheidung und Planung muss einen solchen Verzicht auf technischen Fortschritt als Möglichkeit offenlassen. Allzu oft wird jedoch das Eintreten für gezielte Beschränkungen der Informations- und Kommunikationssysteme als Technik- oder Wirtschaftsfeindlichkeit verdächtigt. Die einleitende Bemerkung von Peter Waldner lässt auf entsprechende Erfahrungen schliessen. Vielleicht rührt die oft vehemente Abwehr gegen jede sozial argumentierende Kritik an rein technikorientierten Konzepten gerade daher, dass die Argumente dieser Kritik schwer zu widerlegen sind. Die Haltung des Sikov-Vertreters an der GDI-Tagung repräsentierte jedenfalls einen ethischen Massstab, der eigentlich konsensfähig sein müsste, nämlich: Die gesellschaftliche Entwicklung darf nicht dem marktwirtschaftlichen Prinzip «Survival of the fittest» allein anheimgestellt bleiben, sondern es muss ein Korrektiv eingebaut sein, das die Rechte der Schwächeren schützt. Soziale Stärke wird sich zukünftig noch mehr als heute nach dem kommunikativen Potential bemessen, genauer gesagt nach der Fähigkeit zur effizienten Handhabung von Information. Eine Goldgräbermentalität in der Entwicklung der Medien und Kommunikationssysteme führt nicht zu humanen Verhältnissen. Die menschliche Qualität der kommunikativen Stadt oder der urbanen Kommunikation zeigt sich daran, wie sie mit den informationsmässig Benachteiligten umgeht. ///

Peter Meier ist evangelischer Fernsehbeauftragter.

KURZ NOTIERT

MTW: Zusammenarbeit mit BBC-Wissenschaftsmagazin?

Das Magazin «Menschen Technik Wissenschaft» des Fernsehens DRS feiert sein 15jähriges Bestehen. Aus diesem Anlass findet am 8. August eine Jubiläumssendung statt, die nicht der Rückschau, sondern der Vorschau in die Zukunft gewidmet sein soll. Am Entstehen der Sendung mitbeteiligt ist die britische BBC, die in diesem Jahr 25 Jahre alt wird und zu diesem Anlass eine Produktionsgemeinschaft von Wissenschaftsredaktionen aus aller Welt auf die Beine gestellt hat. Nachdem im Rahmen der Umstrukturierung beim Fernsehen DRS ab Herbst 1990 «MTW» zeitgleich mit dem BBC-Wissenschaftsmagazin «Tomorrow's World» ausgestrahlt wird, erwägt man eine stärkere zukünftige Zusammenarbeit im Sinne eines «fliegenden» Live-Programmaustauschs.

Was macht die Identität einer Stadt aus?

Zusammengefasste Ausschnitte aus dem im Rahmen der Rüschlikoner Tagung gehaltenen Referat von Hans-Peter Meier-Dallach

Stadt als «Unwirtlichkeit», als Spiegel von Problemen? Stadt als «Unwirklichkeit», als Ort der Imagination? Heute ist die Idee der Stadt als Topos zukunftsgerichteten Denkens – als Utopie – nicht erloschen. Stadt ist einerseits Ort der Beobachtung und Aufbewahrung von Sozialgeschichte, andererseits Laboratorium für Alternativen und Utopien.

Städte lassen sich – ausser in der sichtbaren architektonischen Hülle – nicht als statisches Bild fixieren. Betrachtet man die Stadt als soziales Gebilde, so verlangt dies eine vertiefende Sichtweise der vielfältigen Formen von Öffentlichkeit, wie sie für die Stadt typisch sind.

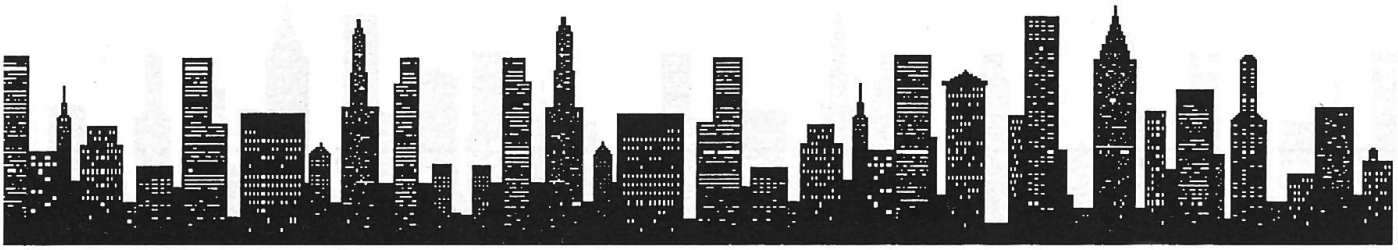
Modernisierung und sprunghaft gewachsene Mobilität, gerade in Zusammenhang mit der zunehmenden massenmedialen und telekommunikativen Vernetzung, führte und führt zu einer Nivellierung der Grenzen zwischen Stadt und Land. Stadt als Siedlungsraum lässt sich immer weniger abgrenzen.

Man kann sich darüber streiten, ob die Stadt heute noch eine eigene Identität als Ort eines bestimmten sozialen Gebildes besitze. In einer Hinsicht aber ist Urbanität erhalten geblieben und wird für die Zukunft wichtig sein: Die Stadt lässt sich als System beschreiben, das mit hoher Geschwindigkeit widersprüchliche Tendenzen und Entwicklungen aufnimmt, welche die gesamte Gesellschaft betreffen.

Die telekommunikative Vernetzung, die es heute erlaubt, auch im Hinterland an den urbanen Ereignissen teilzunehmen, ist eines von letztlich zahlreichen Segmenten, die dazu geführt haben, dass die Stadt heute nicht mehr als eine gegenüber der ganzen Gesellschaft abgehobene, andere Welt funktioniert. Heute ist die Stadt Konzentration jenes Gemischs von Entwicklungen und Kräften, die für die Zukunft der Gesellschaft entscheidend sind. Das wesentliche Merkmal urbaner Identität ist die Stadt als «Observatorium», dessen Funktion als Früherkennungssystem für Probleme der ganzen Gesellschaft gedeutet werden kann.

Städte sind aber nicht nur Orte der frühzeitigen und schnellen Wahrnehmung von Entwicklungen, sie bieten auch das Umfeld, das für Experimente und die Suche nach neuen Lösungen wie geschaffen ist. Sie bieten Raum für Innovationen; neue Orientierungsrichtungen können hier wichtiger werden als eine instrumentale Regelung von Sachfragen.

Welche Zukunft hat die Stadt für ihre Bewohnerinnen und Bewohner? Schliesst man sich der These an, dass sich die spätindustrielle Gesellschaft heute als Ganzes in einer einschneidenden Umbruchphase befinde, so gewinnt die Stadt als früherkennender und voraushandelner Raum eine neue und zentrale Bedeutung.

Eine um neue Urbanität bemühte Politik müsste gezielt Teilen der engagierten Öffentlichkeit den nötigen Raum für das Experimentieren neuer urbaner Lebensformen zur Verfügung stellen. Übertragen auf die Kulturpolitik müsste dies bedeuten: Abschied von urbanen Utopien; Hinwendung zur Stadt als Schnittpunkt – wo Spannungen spürbar werden, Alltagswirklichkeit und die Beziehung zum Umfeld problematisch wird; Zuwendung zum Risiko.

Hans-Peter Meier-Dallach ist Projektleiter der Zürcher Forschungsstelle «cultur prospectiv».